

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234.

Montag, 7. Oktober.

1929.

(9. Fortsetzung.)

Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Neffel.

(Nachdruck verboten.)

Nun saß Ellinor in der Falle, er brauchte sich nicht zu beeilen, er hatte sie sicher. Er wollte nur noch seinen ehrgeizigen Traum erfüllen, mit einem Schlag berühmt zu werden, mit einem Federzug sich an die Spitze der „Herald“-Reporter zu stellen, mit einem Federzug Mac Stanley, den Zeitungskönig, zum Zittern zu bringen.

Der erste Angriff war abgeschlagen worden. Durch wessen Schuld, das mußte erst festgestellt werden, aber Jules Smith, der sein Leben lang gehungert hatte, der durch alle HölLEN der Erde gegangen war, und der keine Achtung mehr vor der Anständigkeit hatte, dieser Jules Smith war kälter als Eis und härter als Stahl, dieser Jules Smith würde die Sache schon zwingen.

Smith bestellte telephonisch eine Karte zum Expres. befahl dem Hotelchef, sein Zimmer zu reservieren, bis er in den nächsten Tagen wiederkäme, und als er in das wartende Taxi stieg, da sah er aus wie ein würdiger Gentleman, der sich zu seinem Office begibt. Wenige Minuten später trugen ihn die ratternden Räder des Expres Philadelphia entgegen.

Noch vom Zuge aus telephonierte er mit der Redaktion des „Herald“ und kündete sein Kommen in wichtiger Angelegenheit für den Abend an!

Ein junger Postbote aber, aus der 67. Street in Philadelphia ahnte nicht, daß er durch seine Unachtsamkeit, die ihn einen für den „Herald“ bestimmten Brief an die „Evening Review“ abliefern ließ, mit dem Geschick dreier Menschen Fangball gespielt hatte. Dieser junge Postbote schaute am Abend dieses denkwürdigen Tages am Fenster seiner dürftigen Wohnung. In der Ferne glühten wie funkelnde Feuerwerke die beleuchteten Fenster des riesigen Zeitungspalastes der „Evening“ und des „Herald“. Er ahnte nicht, daß er an diesem Abend ein wenig Schicksal gespielt hatte . . .

Nun dauerte die Konferenz im Zimmer Weeklys, des Chefs des „Herald“, schon über eine Stunde und immer noch schallten erregte Stimmen aus dem Zimmer. Austen Weekly hatte alle maßgebenden Herren zu sich gebeten, um mit ihnen gemeinsam zu beraten, was man in der Angelegenheit Mac Stanley unternehmen könne. Vor einer Stunde hatte ein Bote von der „Evening Review“ einen Brief gebracht und die erregte Debatte im Zimmer Austen Weeklys war eine Folge dieses Briefes.

„Wir können nichts machen, meine Herren, man hat uns in einer Art und Weise die Hände gebunden, daß es einfach unmöglich ist, der Angelegenheit näher zu treten. Mac Stanley ist schlau, Mac Stanley ist der gerissenste Hund des Jahrhunderts. Man muß ihn bewundern, wie er sich jetzt aus der Affäre zieht. Smith hatte die Sache schon richtig berechnet: wenn wir die Sache so aufgemacht hätten, wie er es sich gedacht hatte, dann hätte es dem alten Stanley den Hals gebrochen. Es wäre ja etwas schuftig gewesen, aber immerhin . . .“

Weekly qualmte eine dicke schwarze Brasil und lief wie ein gefangener Löwe auf und ab.

„Selbstverständlich muß man bei der Post recherchieren, wie es kommen konnte, daß der wichtige Brief in Stanleys Hände kam. Stanley hat selbstverständ-

lich die kompromittierenden Bilder seiner Tochter an sich genommen, man kann es ihm nicht verdenken. Der Text, den dieser gute Smith dazu geschrieben hat, schädt er mir eben und appelliert an meine Anständigkeit, die Sache nicht zu bringen! Stanley appelliert an meine Anständigkeit, was bleibt mir übrig?“

„Donnerwetter, dann ist es allerdings aus“, warf der Feuilletonchef ein, „sehr, sehr schade, so eine nette kleine Spitze gegen die ganze Ellinor-Angelegenheit hätte ich gern gebracht, selbstverständlich in anständigen Grenzen!“

„Das ist es ja eben“, schnaubte Weekly wieder, „es wäre wirklich nett gewesen, wenn man eine Glosse über den Ellinor-Kummel gebracht hätte, aber der Smith hat einem ja alles vermanscht. Es ist für ein seriöses Blatt ausgeschlossen, mit unvornehmen Mitteln zu arbeiten, und die Methode dieses Jules Smith ist absolut unvornehm. Sie ist unmöglich, und das hat Stanley gewußt und nun packt er uns an der Ehre und bindet uns dadurch die Hände. Die Rennbahn nach Ellinor ist uns gesperrt, meine Herren, schade, auch Ihnen, wie lassen uns nichts nachsagen!“

Weekly knitterte Stanleys Brief zusammen. Schrecklich, nun mußte er auf dieses Schreiben antworten, mußte in höflichen Worten bedauern, daß es überhaupt vorgekommen war, daß einer seiner Herren in dieser offensichtlich böswilligen Art über ihn und seine Tochter schrieb, er hätte selbstverständlich nicht die geringste Ahnung davon gehabt, und er würde den Fall strengstens untersuchen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Ein Bote sagte mit leiser Stimme:

„Mr. Jules Smith bittet um eine Unterredung!“

Die Köpfe der Herren fuhren herum. Der kam ja gerade im richtigen Moment. Sie waren gespannt, wie sich Weekly verhalten würde, sie wußten, daß Weekly immer ein gewisses Interesse an diesem Burschen gehabt hatte.

Weekly sah den erwartungsvollen Ausdruck in den Augen seiner Herren. Schade, er hatte viel von diesem Smith gehalten, aber der makellose Ruf seines Hauses war ihm wichtiger als persönliches Interesse.

„Smith soll warten!“, rief er dem Boten zu.

„Ich glaube, die Angelegenheit ist nun erledigt, meine Herren, ich werde Mac Stanley selber antworten, ich bitte um Ihre Discretion. Und nun noch eins: Die Angelegenheit Ellinor Stanley und ihre 100 000 Dollar ist für uns alle erledigt, bedanken Sie sich bei Mr. Smith! Guten Abend, meine Herren!“

Jules Smith wartete im Vorraum des Zimmers. Er war wütend, daß man ihn nicht gleich vorgelassen hatte, er war nicht gewohnt, zu warten. Dieser Emporkömmling, der früher in den frühesten Morgenstunden vor den Türen der Zeitungspaläste stundenlang gewartet hatte, um als erster das noch nasse Bündel der Zeitungen in die Hand zu bekommen, um sie zu verkaufen, dieser Jules Smith verlangte, seit er selbst am Redaktionstisch saß, daß man ihn nicht mehr warten ließ. Er wußte, er war jetzt eine Persönlichkeit, er wußte, daß man mit ihm rechnete, und er wußte auch, daß er in Austen Weekly einen Gönner hatte.

Smith wurde nervös. Nun wartete er schon zehn Minuten. Er kannte das Zimmer schon auswendig, es war mit einem Blick übersflogen. Ein Sofa und zwei Sessel aus dunkelbraunem Stoff standen um einen schwer geschnittenen Tisch herum. An der Wand hing ein modernes Aquarell in seltsam verwaschenen Farben: irgend ein Landschaftsbild, eine Wiese mit Kühen, Jules Smith hatte noch nie in seinem Leben eine Wiese mit Kühen gesehen, er hatte keine Zeit gehabt, einmal aufs Land zu fahren.

Am Boden lag ein dicker, dunkelgrauer Teppich, die Tapete war einfarbig braun gestreift. Vergebens suchten seine Augen nach irgend einer Beschäftigung.

Smith trommelte nervös auf die Tischplatte. Nun wartete er schon zwanzig Minuten. Er stand auf und ging in dem kleinen Raum auf und ab. Warten lassen war eine Gemeinheit! Das war eine Methode, gegen die man sich nicht wehren konnte.

Noch fünf Minuten, dachte Jules Smith, dann gehe ich! Aber er blieb.

Smith sank der Mut. Was war los? Er hatte kein so ganz reines Gewissen in der Angelegenheit Ellinors. Egal, schließlich kam es ja der Zeitung zugute, wenn er eine Reportage brachte, auch wenn sie mit Absicht böswillig entstellt war. Nun, war es so schlimm, daß er berichtet hatte, Ellinor Stanley treibe sich in Männerkleidern herum und spiele um Tausende von Dollars in einem Klub, er hatte es doch selbst gesehen, außerdem hatte er Aufnahmen gemacht, die alles beweisen konnten!

Je länger Smith wartete, um so mehr sank sein Mut, mit dem er sich bis an den Hals vollgepumpt hatte.

Als ihn Weekly schließlich eintreten ließ, verbarg er seine erschütterte Sicherheit hinter einem Husten.

Die Zigarre im Mund, begann er schon unter der Tür zu reden:

„Guten Abend, Mr. Weekly, Sie verstehen es, Ihre Leute warten zu lassen, das muß man sagen!“

Smith lachte laut und wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch. Außen Weekly stand hochaufgerichtet. Keine Miene in seinem Gesicht verzog sich, er wies mit einer Handbewegung auf einen Stuhl.

Smith warf sich in den Sessel, kaute nervös an seiner Zigarre und sah Weekly fragend an.

Doch Weekly schwieg.

Smith nahm alle Frechheit zusammen. Er wollte den Wolf gleich bei der Kehle packen:

„Was sagen Sie zu der Geschichte mit Stanley. Wie kommt die „Evening Review“ dazu, meine Bilder zu veröffentlichen. Wir müssen dagegen vorgehen. Es ist wirklich schade, wir hätten so eine hübsche Sache daraus zusammenmischen können, bei Gott...“

Smith brach ab, denn Weekly schaute ihn mit einem Blick an, der ihm wie ein kaltes Messer den Rücken herunter fuhr. Der Blick war kühl, sonst nichts, aber der Blick war so unendlich hochmütig und überlegen, daß er beleidigend wirkte und Smith augenblicklich den Mund verschloß.

Weekly nahm einen Brief vom Tisch und sagte in geschäftsmäßigem Ton:

„Wir wollen keine langen Umwege machen und von Ihnen reden. Es steht Ihnen absolut nicht zu, sich eine Kritik über das Tun und Lassen von Mr. Stanley zu bilden.“

Er warf Smith den Brief hin.

„Wer hat dieses unerhörte Zeug geschrieben?“

Smith senkte den Kopf. Er mußte um jeden Preis versuchen, seine Position zu wahren. Er richtete sich im Sessel auf und lachte leise, aber dieses Lachen, das nachsichtvoll und ein wenig schuldbehaftet klingen sollte, gelang ihm nicht so recht:

„Nun ja, ich gebe zu, trotzdem es kein Vergnügen macht, zugeben zu müssen, daß man ein fool ist...“

Weekly schüttelte ungeduldig den Kopf. Er hatte auf einmal diesen Menschen, der da vor ihm saß und noch die Frechheit hatte, sich quasi mit ihm auf die gleiche Stufe stellen zu wollen. Er war traurig, er

hatte an diesen sonderbaren Menschen geglaubt, er hatte gedacht, ein gutes Werk zu tun, als er ihn in seinen Redaktionsstab aufnahm. Smith hatte ihn enttäuscht und das erzürnte ihn, weil es ihn schmerzte.

„Sie können selbst lesen, was Stanley über Sie schreibt. Und er hat Recht damit! Was Sie da gemacht haben, ist eine Gemeinheit, hinterläßt Menschen verdächtig und schlecht machen, ist eine Feigheit. Das ist unserer Zeitung nicht würdig! Ich verzichte auf Ihre Mitarbeit!“

Jules Smith wechselte die Farbe. Das konnte kein Ernst sein! Der Boden sank unter seinen Füßen, seine Beine wurden ihm weich wie Watte, das Surren des Ventilators klang ihm wie das Donnergetöse eines Gewitters in den Ohren. Er hatte das Gefühl, als stürze er in rasender Geschwindigkeit in einen Abgrund und unwillkürlich wünschte er, daß dieser Sturz Wirklichkeit sei, daß er nicht wieder erwachen müßte. Aber die Wirklichkeit war da, unerbittlich, er konnte ihr nicht entfliehen.

„Mr. Weekly“, stammelte er.

Weekly antwortete nicht.

„Hören Sie, Mr. Weekly“, stammelte er, während ihm der Schweiß stromweise das Gesicht entlang lief, „hören Sie, Mr. Weekly, ich dachte, es wäre unser Bestes, ich wollte dem „Herald“ etwas Sensationelles bringen, ich wollte irgend etwas tun, um jeden Preis.“

Weekly fuhr empört auf. Jeder hat das Recht nach einem Rettungsanker zu greifen, auch der Ertrinkende, aber dieser Mann log, er hatte nur seine eigenen ehrgeizigen Pläne im Kopf gehabt.

„Ich habe nichts mehr hinzuzufügen“, sagte Weekly und deutete auf die Tür.

Smith erhob sich. Er war leichenblass. Er hatte unwillkürlich das Gefühl, auf Weekly einschlagen zu müssen, er wollte sich wehren gegen das Unglück, das da prasselnd auf seinen Schädel herunterkrachte, aber er war wie gelähmt.

O, er kannte diese amerikanischen Geschäftsleute, deren Willen härter ist als eine Granitmauer. Diese gingen ihren Weg, unbeirrt, ob neben ihnen die Opfer zu Duzenden fielen. Hier gab es kein Verstehen und Verzeihen, hier kannte man keine Dankbarkeit. O, er verstand Weekly sehr gut, er hätte es im umgekehrten Falle gerade so gemacht, aber es war furchtbar!

Smith zitterte am ganzen Körper, er war wie gelähmt. Noch nicht einmal den Arm konnte er heben, um zuzuschlagen. Seine Augen nahmen mechanisch die Dinge wahr, die in seinem Umkreis waren. Er sah den Schreibtisch, das Briefpapier und die Tinte, er sah die Schachtel mit den Zigaretten, von denen er sonst immer eine angeboten bekommen hatte. Sein Gehirn arbeitete zäh und langsam. Er wußte, er war verloren. Es konnte sein, wie es wollte, immer wieder rannte er gegen die Granitmauer an, diese Mauer des bürgerlichen Ehrbegriffes, die unübersteiglich war und über die er in seinem Leichtsinne und unbezähmbaren Ehrgeiz geglaubt hatte, hinwegzukommen.

Weekly drückte auf einen Knopf.

„Bringen Sie Herrn Smith ein Glas Wasser“, befahl er der Sekretärin.

Smith trank das Wasser in einem Zug aus. Er schöpfte Hoffnung, vielleicht war noch nicht alles verloren, vielleicht war er doch ein wenig gutmütig.

„Mr. Weekly“, begann er leise, „es kann doch Ihr Ernst nicht sein! Sehen Sie, ich gebe zu, ich bin arg entgleist, aber die Sache kann man doch wieder gut machen. Ich habe doch schon viele Sachen sehr gut gemacht, Sie haben es doch selbst gesagt, ich erinnere Sie an den Fall Philbin und dann damals, als das Feuer im Woolworth-Gebäude war, da habe ich doch unter Lebensgefahr die erste Reportage gebracht...“

„Das war Ihre Arbeit!“

Weekly war unerbittlich. Es war alles aus, und auf einmal wußte er, daß er alles gesetzt hatte und alles verloren hatte, denn Stanley und Weekly waren geschickte Spieler und er war erst ein Anfänger.

(Fortsetzung folgt)

Im Abendrot.

In Glanz und Klarheit stirbt der Tag. Das Gold
Ist noch von Spätrot-Strahlen überhellt
Und spiegelt matt des Himmels Abendbrand.
Purpur umflutet die schmale Wolkenwand,
Daraus der Sonne Feuerblumen blühen,
Durch Silbergrau die Flammenfurchen ziehn
Und schäumend mischen blaß und tiefes Rot.

Es ist wie reichen Lebens stolzer Tod,
Dies trunkne, opferfelige Verprühn,
Im Flammenrausch der Schönheit aufzulühen.
Gleich purpurdunklem Mohn am Himmelsrand
Entblättert sich der lohe Wolkenbrand
Und senkt verlöschend noch den letzten Schein
Wie Scheidegruß mir tief ins Herz hinein.

Heinrich Pets.

Was ein Vierzehnjähriger im innersten Abessinien erlebte.

Von Waldemar Gröhl.

Der nachstehende Beitrag ist ein Abschnitt aus dem soeben erschienenen Buche eines vierzehnjährigen Afrikaforschers, des jungen Waldemar Gröhl, der das Glück hatte, seinen Vater im Jahre 1927 auf einer Forschungs Expedition durch Abessinien in das bisher streng verschlossene alte Kaiserreich Kassa begleiten zu dürfen. Das Buch heißt: „Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens“, und ist im Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W., erschienen.

So waren wir denn nach langer mühseliger Wanderung an der Stätte der alten Kaiserresidenz Kassa angelangt! In verhältnismäßig kurzer Zeit hatten wir den Weg von Diron nach hier zurückgelegt. Aber schwere Opfer hatte der Marsch von uns gefordert! Zwei Pferde hatten wir verloren und zwei Maultiere hatten so schwere Wunden, daß es ausgeschlossen war, sie am Leben zu erhalten. In ihren tiefen Wunden befanden sich fingerlange Maden, trotzdem wir sie mit Jod und Jodoform behandelten. Sie starben denn auch nach einigen Tagen.

Bonga, 18. Mai.

Heute morgen regnete es in Strömen. Ich blieb darum bis 9 Uhr im Bett. Im Lager erschien ein alter Raffitscho, der noch den letzten Kaiser sehr gut gekannt hatte, und führte uns zu der Stelle, wo früher der Palast des Kaisers von Kassa gestanden hatte. Er lag auf einem Hügel, von welchem aus man das ganze Tal bis nach Andaratscha, der zweiten Hauptstadt, übersehen kann. Der Palastbezirk wurde von den Abessiniern nach der Eroberung Kassa zerstört. Wo früher die Thronhalle, „Serabi“ genannt, gestanden hatte, ist jetzt ein Maisfeld. Die Reste der Frauenhäuser („Madschilati“) deckt dichtes Buschwerk, an der Stelle der Schlafhalle grünt hohes Gras. Der Urwald bedeckt nach und nach wieder die Fläche, die Menschenhände ihm einst abgerungen hatten. Der Alte erzählte uns viel aus der Zeit der Kaiser und von den Kämpfen mit den Abessiniern.

Am Nachmittag unternahmen wir einen Gang durch den Bezirk Bonga, wobei uns wieder der alte Raffitscho begleitete. Papa fragte ihn, warum die Raffitscho nicht mehr Kaffee anbauten. Darauf antwortete er: „Das hat keinen Zweck, die Abessinier würden ihn uns doch wegnehmen.“ Zuletzt kamen wir an einen dichten Busch, aus dessen Blättergewirr das Dach eines größeren Hauses hervorschaukte. Als wir dort hingehen wollten, hielt uns der alte Raffitscho zurück und sagte: „Dort dürft ihr nicht hingehen, sonst müßt ihr sterben.“ Wir gingen aber doch hin, d. h. wir brachen uns mühselig durch das Buschwerk Bahn, bis wir auf einen schmalen Fußweg kamen, der zu dem Haus hinführte. Nur mit großer Scheu folgten uns der alte Raffitscho und andere Leute aus Bonga. Der freie Hofraum, der es umgab, war sehr sauber. Als wir an das Tor kamen, fielen die Raffitscho nieder und küßten die Schwelle des Tores. Jetzt wußten wir, daß wir einen Tempel vor uns hatten. Der Gott, der hier verehrt wird, heißt „Selo“. Papa sagt, daß dies derselbe Gott ist, den schon die alten Ägypter verehrten. Die Ägypter aber nannten ihn „Dschu“. Da die Türen des Tempels verschlossen waren, fragten wir nach dem Priester desselben. Aber der Raffitscho wollte uns nicht zu ihm führen. Vielleicht tut er es doch noch, wenn er einen guten Watschich von uns bekommt.

Der Kadaver des gestern zuletzt gefallenem Pferdes ist schon verschwunden. Die Sanitätspolizei der Widnis, Geier und Hyänen, arbeitet sehr schnell.

Unser Raffitscho-Freund brachte heute früh die Nachricht, daß der Seloopriester uns sehen will. Als wir dann hintamen, war er aber nicht zu Hause. Wir gingen darum in den Urwald, da wir gehört hatten, daß dort ein großer Wasserfall vorhanden sei. Nach etwa zweistündiger Wanderung, bei der wir oft auf allen Vieren kriechen mußten, erreichten wir den Wasserfall, einen sogenannten Terrassenfall. Aber hundert Meter stürzt sein Wasser über einzelnen Stufen hernieder. Es war ein großartiger Anblick. In Ehren unseres treuen Karamanenchefs nannte Papa den Fall, den bisher noch kein Weißer gesehen hatte, „Aboud-Medited-Fall“. In der Dunkelheit des Waldes und wegen der Unzugänglichkeit des Falles war es uns nicht möglich, eine gute Aufnahme dieses Naturspiels zu machen. Ich mußte mich sehr über eine Pläne wundern, die über die tosenden Wasser von einem Ufer zum andern hing. Wie mag sie wohl hinüber gekommen sein?

Im Walde fanden wir viele wilde Kaffeebäume, Rautschullanen und Gewürze verschiedenster Art. An zahlreichen Kandelaber-Euphorbiensteden im Walde war zu sehen, daß früher viel mehr Wohnstätten von Menschen in Bonga vorhanden waren.

Als wir von unserer Waldbtour zurückkehrten, war der Priester zu Hause. Er ist ein stiller, freundlicher Mann, der uns bis zum Tor der Umsäumung seines Hauses entgegenkam. Für Papa war ein Ehrensitze vorbereitet, auf dem er Platz nahm. Wir andern setzten uns auf kleine Stühle. Es wurde Kaffee gereicht, den die Frau des Priesters zubereitete. Bevor wir tranken, wurde etwas von dem Getränk dem Selo geopfert. Der Kaffee schmeckte sehr gut. Er war mit Gewürzen und Butter zubereitet, und zuletzt wurde ihm noch Honig zugefügt. Dazu aßen wir Ensettbrot. Danach erzählte der Priester Gametscho aus seinem Leben. Zwei seiner Söhne sind von den Abessiniern geraubt und als Sklaven fortgeführt worden. Er hat jetzt noch einen Sohn. Seinen kleinen Enkel liebt er sehr. Früher war er Nagadi gewesen. Dann kam Selo auf, der ihm seinen jetzigen Dienst zeigte. Nach langer Fastenzeit wurde er Priester. Er darf jetzt nur noch Gerste essen und Kaffee und Wasser trinken. Er hat zwei Frauen, von denen aber jede ihr eigenes Haus hat. Er wohnt abwechselnd in diesen Häusern. Wir baten ihn, seinen Gott zu fragen, ob wir wieder glücklich in unsere Heimat kommen würden, um ihn dadurch für uns zu gewinnen, und er versprach, morgen mit uns zum Tempel zu gehen. Dann baten wir, ihn photographieren zu dürfen. Das wollte er aber nicht zulassen; erst müsse er Selo befragen. Dann erzählte er vom Kaiser von Kassa. Ihn durften nur einige Fürsten, die Worabi-Kascha, sehen und sprechen. Die anderen Menschen durften sich ihm nur nähern, wenn er hinter einem Vorhang verborgen war. Dann mußten sie sich vor dem Vorhang auf die Erde werfen und dreimal die Brust klatschen, worauf ein Worabi erschien, um sich nach ihrem Begehre zu erkundigen. Einmal im Jahr hielt der Kaiser von einer Terrasse seines Hauses aus Heerschau über seine Krieger. Er wurde wie ein Gott verehrt. Er war „Kaiser-Gott“. Wenn ein Kaiser starb, wurde er auf dem heiligen Schabbaberg beerdigt. Als die Abessinier das Land eroberten, plünderten sie die Kaisergräber aus und raubten die Kaiserkrone. Nur der Kaiser und die Worabi durften Goldschmuck tragen.

Als wir wieder in das Lager zurückgekehrt waren, fanden wir eine Frau vor, der Papa gestern eine Medizin gegeben hatte, eine Jod-Kali-Lösung. Sie sollte dieselbe je morgens und abends schluckweise einnehmen, hatte aber die ganze Medizin mit einem Male ausgetrunken. Jetzt war sie mehr tot als lebendig; sie hat sich aber langsam wieder erholt. Man kann den Leuten hundertmal sagen, wie sie Medizin einnehmen sollen, sie machen es doch immer wieder falsch. Einmal hat sogar einer eine Pisol-Lösung, mit welcher er seine Wunde auswaschen sollte, ausgetrunken, ohne Schaden zu nehmen. Ich glaube, daß die Mägen der Menschen hier durch die scharf gewesenen Speisen, die sie essen, gereizt sind.

20. Mai.

Heute nacht brüllten drei Löwen um unser Lager. Es hörte sich gerade so an, als wenn ein Donner grölte. Wenn der Löwe, der König der Tiere, seine Stimme erhebt, schweigen alle anderen Tiere der Wildnis. Ich möchte zu gern einmal auf Löwenjagd gehen, aber Papa will es nicht erlauben.

Um 9 Uhr schickte der Priester einen Boten, wir möchten zum Tempel kommen. Schnell wurde der Filmapparat hingestellt und in einem Busch verborgen aufgestellt. Dann gingen wir zum Tempel. Bald kam auch der Priester mit seinen Frauen und einigen Raffitscho. Wir betraten den Vorhof des Tempels. Die Raffitscho fielen nieder und küßten den Boden. Der Priester betrat den Tempel. Wir durften nicht hinein, weil wir Hammelfleischesser sind. Der Hammel ist das heilige Tier Selos. Zwei Raffitscho verhielten die

Für des Tempels mit einem Tuch. Unter dieses Tuch trat ein Kaffisch, so daß wir nur seine Spitze sahen. Nun hörten wir im Tempel den Priester die Worte: „Helo! Helo!“ rufen. Das dauerte wohl zehn Minuten. Die Eingeborenen vor der Hütte riefen mit. Danach hörten wir nur Gemurmel im Tempel. Es hörte sich so an, als wenn der Priester mit jemand sprechen würde. Dann vernahmen wir einen Segensgruß, den der Mann hinter dem Tuche uns verkündete. Er sagte etwa folgendes: „Alles ist gut, die Erde, die Pflanzen, das Wasser, die Luft. Alles wird schlecht durch die Menschen. Helo grüßt die Fremdlinge. Sie werden eine gute Reise haben.“ Die Eingeborenen lagen während der Verkündigung der göttlichen Botschaft mit dem Gesicht auf der Erde. Wir küßten unseren Tropenhut, denn ganz darf man ihn im Freien nicht abnehmen, weil man sonst sofort einen Sonnenstich bekommt. Als die Feier beendet war, opferte der Priester noch ein wenig Weihrauch. Der Film hat die ganze Feier, die sehr interessant war, festgehalten. Danach tranken wir wieder Kaffee im Haus des Priesters. Bei dieser Gelegenheit lernten wir auch seine Schwiegertochter kennen. Sie ist die schönste Frau, die wir bisher auf der Reise gesehen haben.

Rings um unser Lager bedeckten am heutigen Abend weiße Nebel die Täler. Es sah gerade so aus, als wenn wir auf einer Insel im Meer wären. Wir sprachen darum auch heute viel vom Meer und von der Heimat. Zehn Wochen sind es nun schon, daß wir nichts aus der Heimat hörten. Jetzt brüllen die Löwen wieder um unser Lager.

Der Totenpastor.

Von Lisa Nidel.

Das Meer brüllte. Die Ostsee warf Sturssäen auf, die jeden Kutter zerschmettern mußten. Das Wasser prasselte auf den Strand und warf seine Schaumkämme weit auf die Dünen hinauf und der Sturm raste darüber, daß der feuchte Sand wirbelte und die Krüppelkiefern wie Rohr wegbrachen. Aber die Frauen kämpften sich vorwärts, Schulter an Schulter, viele die Kinder an der Hand, sie ließen nicht nach, sie rangen dem Sturm Schritt für Schritt ab, weiter, weiter, der Rettungstation entgegen. . . die Boote waren draußen. Das Unwetter hatte sie überrascht. Und Schulter an Schulter kämpften sie sich diesen Weg der Angst vom Dorf zur Station herauf, wie so oft — Da flogen schon die ersten Leuchtraketen hoch, da stand das Boot auf den Schienen, Gestalten in Stützbooten daneben. Als die Frauen heraufsteuerten, trat einer ihnen entgegen, wies mit der Hand gegen den Horizont. Und dann starrten brennende Augen auf das rasende Meer, das die Silhouette eines Bootes gegen den Himmel schweberte. Kinder weinten, Sturm heulte, die See raste, aber die Frauen standen und standen und starrten — — der jähe Schrei eines Kindes: „Möbber — der Totenpastor!“

Auf der Düne wie hingeweht die Gestalt eines Mannes, über dem flatternden Talar ein weißhäutiges Antlitz. Und diese weißen Haare waren wie der Gischt der Wellen, sie flogen wie die Wolken, die am Himmel jagten. Der Pastor sah nicht Frauen, nicht Kinder und Leuten, er starrte nur hinaus auf die See, auf dem zwei Kutter mit zerbrochenen Masten trieben — und dann erhob er seine Hände, weiß und feierlich ragten sie gegen die schwarzen Wolken und Worte des Segens riß ihm der Wind vom Munde. . .

Dann schritt er heimwärts. Verzerrtes Gesichtes sah er zum Himmel. Immer trieb das zweite Gesicht ihn zum Strand, die Toten zu segnen, wenn die andern noch hofften und er es wußte: Sie waren geblieben! Und tief gebeugt schritt er zur Kirche.

Die Entdeckung des Menschen.

Eine Sprachplauderei von Frida Schanz.

Einigermassen wußte man ja schon vor Zeiten von seinem Vorhandensein. Man kannte ihn aus den Lehrbüchern der Anthropologie, wo er mit bloßgelegtem Innern zu sehen war, gleichfalls aus Sprichwörtern, die nur leider allzu oft zu Aufsathtemen erhoben wurden: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt.“ In Schillerschen Balladen kam er vor, so: „Der Mensch versuche die Götter nicht.“ — „Ganz und voll“ ist er aber erst in den letzten Jahren ins Leben getreten.

Der fünfjährige Florian weiß den Löffel mit der gar nicht süßen Medizin, die ihm Babi, das alte Hausfaktotum, einschießen will, entrüstet zurück: „Mensch, doch nicht so voll!“

„Mensch, du wirfst mir ja meine ganze Eisenbahnbrücke zusammen!“ — „Mensch, gesteh's, du hast wieder an meiner Schokolade geknabbert!“ So und ähnlich unterhalten sich die unzertrennlichen Freunde aus dem Kindergarten.

In geistreichen Debatten Bildungsstolzer Sekundaner über Nietzsche, Kierkegaard und Buddha kam die nach Großem und Unpersönlichem klingende Anekdote „Mensch“ von Jüngling zu Jüngling zuerst ans Licht. Sie rutschte von Sekunda nach Tertia und, wie man jetzt weit und breit hören kann, bis in die Spielschulen jüngerer Brüder und auf die Spielplätze in den städtischen Parks.

Sie schwang sich aber auch nach oben durch die Prima ins Leben, zunächst in die immer tiefer Wurzel schlagende Kunst der Psychoanalyse. Ihre „Persönlichkeit“ erklärend und ausdeutend, fängt die Frau von heute ihre Sätze vorzugsweise mit den Worten an: „Ich bin ein Mensch“ — „Ich bin ein Mensch, der nicht an der Oberfläche der Dinge fliehen bleibt.“ — „Ich bin ein Mensch, der Halbschatten nicht vertragen kann.“ — „Ich bin ein Mensch, der das Unausgesprochene zu verstehen vermag.“

Von ihrer Tochter spricht die Mama von heute als „einem festen Menschen“, es sei ein tüchtiger Mensch; ein fähiger Mensch. Ich lobte einer Mutter gegenüber das stille, nette Wesen ihrer Tochter und bekam die abkühlende Antwort: „Ja wirklich, ein außerordentlich reizvoller Mensch!“

Liebesleute, die sich früher: „Lieber Schatz“ und „liebes Herz“ benannten, schreiben und sprechen sich: „Du lieber Mensch“ an.

Du bist ein ulkiger Mensch“, sagt das Schulmädchen zur Freundin, die ihr gestanden hat, daß sie für den Primaner Normann etwas übrig hat, d. h. „nur im stillen!“ Es ihn merken zu lassen, mit ihm zu flirten, „dazu bin ich ein zu anständiger Mensch!“

Abgesehen, in punkto erster Liebesregung in kleinen Mädchenherzen war der „Mensch“, wie mir eben einfällt, doch schon vor der allgemeinen Menschenentdeckung vorhanden.

Ein „entscheidender Mensch“, ein „goldiger Mensch“ haben wir Mädels einer lange verfloffenen Zeit doch auch schon von unseren Tanzstundenklammen gesagt.

Welt u. Wissen

In welcher Höhe kann der Mensch leben? Da jetzt so viel von dem „Raketensflugzeug“ die Rede ist, der den Menschen in die Stratosphäre, also in Höhen von über 10 000 Meter führen soll, ist es wichtig, zu erfahren, wie sich die Lebensmöglichkeit in so hohen Luftschichten gestaltet. Aber Versuche, die von den Ärzten Dr. Giller und Dr. Kaiser in der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt auf theoretischer Grundlage unternommen wurden, wird in der Monatschrift „Der Naturforscher“ berichtet. Die beiden Gelehrten benutzten eine sogenannte „Unterdruckkammer“, eine kreisrunde Kabine aus Stahlpanzer, die sich tarussellartig drehen und völlig luftdicht abschließen läßt. Durch Luftentziehung kann man hier nach Belieben „Luftunterdrucke“ herstellen, d. h. Druck von weniger als 760 Millimeter Quecksilberdruck, wie sie in bestimmten Lufthöhen wirklich vorhanden sind. Ein Luftdruck von nur 150 Millimeter Quecksilber, der einer Höhe von 12 Kilometer entspricht, wurde von Mäusen und Kaninchen ziemlich gut ertragen. Daraufhin machte einer der beiden Ärzte einen Versuch an sich selbst. Er schloß sich in die Kammer ein und ließ bei künstlich ihm zugeführter Sauerstoffatmung die Luft langsam so weit verdünnen, bis er bewußtlos wurde. Bei einem Quecksilberdruck von 113 Millimeter, der einer Höhe von 13 000 Meter entspricht, hatte Dr. Giller noch sein volles Bewußtsein, dann aber nicht mehr; er wußte selbst nicht, als er aus der Unterdruckkammer herausgetragen worden war, daß er ohnmächtig geworden und von Krämpfen ergriffen worden sei, während die Beobachter dies bekundeten. Durch diesen Versuch wurde gezeigt, daß eine Höhe von 14 300 Meter vom Menschen zwar noch ohne Lebensgefahr ausgehalten werden kann, aber trotz Sauerstoffatmung zur Bewußtlosigkeit führt. Bei einem zweiten Versuch ohne Sauerstoffzufuhr zeigten sich schon bei 6000 Meter starke Beschwerden: die Hände wurden zitternd und ließen sich nur unter grober Anstrengung bewegen. Nasenschlagader und Anschwellung der Adern, Erscheinungen, die durch den stark verringerten Außendruck gegenüber dem gleichbleibenden Innenblutdruck entstehen. In 8 Kilometer Höhe wurde der Arzt von einer Ohnmacht ergriffen. Wenn diese Ergebnisse auch nicht bei allen Menschen in gleichem Maße zutreffen mögen, so steht doch fest, daß in einer Höhe von 6000 bis 8000 Meter die ersten Zeichen der Sinnesverwirrungen eintreten und feinere Bewegungen, wie Zeichnen und Schreiben, nicht mehr möglich sind. Jedenfalls ist der Mensch ohne Sauerstoffzufuhr in einer Höhe von über 6000 Meter, mit Sauerstoffzufuhr bei über 13 000 Meter Höhe nicht mehr völlig Herr seines Willens.